

Unterstützungsarbeit

Auf Augenhöhe mit Geflüchteten?! – ein Reflexionsvideo

Förderprogramm „Integration durch Qualifizierung (IQ)“



Impressum

Redaktion

Gesamtleitung

Andreas Foitzik (Projekt clever-iq, Netzwerk Rassismuskritische Migrationspädagogik)

Unter Mitarbeit von

- Hanna Smitmans, Künstlerin, Projekt clever-iq (Video)
- Tobias Linnemann, Bildungswerkstatt Migration & Gesellschaft, ReflACT – rassismuskritische Praxisreflexion (Video und Text)
- Adama Ouattara, ReflACT – rassismuskritische Praxisreflexion (Text)
- Karin Burth, Projekt clever-iq (Lektorat)

und vielen ungenannten Kolleginnen und Kollegen

Kontakt: info@rassismuskritik-bw.de

Weitere Informationen

www.rassismuskritik-bw.de

Der Film wurde realisiert durch die
MeinUnternehmensfilm GmbH

Bestelladresse

IQ Netzwerk Baden-Württemberg
Interkulturelles Bildungszentrum Mannheim gGmbH
N4, 1
68161 Mannheim
www.netzwerk-iq-bw.de

HINWEIS

Der Text steht in größerer Schrift unter
www.rassismuskritik-bw.de als Download
bereit.

Dort finden Sie auch weitere Materialien
zum Video.

Die vier Kapitel des Videos lassen sich für
Fortbildungszwecke getrennt ansteuern.

HINWEIS

Weitere Informationen für den Einsatz des
Videos in Fortbildungen.
www.rassismuskritik-bw.de/erklaervideo

Das Förderprogramm „Integration durch Qualifizierung“ zielt auf die nachhaltige Verbesserung der Arbeitsmarktintegration von Erwachsenen mit Migrationshintergrund ab. Daran arbeiten bundesweit Landesnetzwerke, die von Fachstellen zu migrationsspezifischen Schwerpunktthemen unterstützt werden. Das Förderprogramm „Integration durch Qualifizierung (IQ)“ wird durch das Bundesministerium für Arbeit und Soziales gefördert.



In Kooperation mit:



Mit diesem Video wollen das Team von clever-iq und Kolleginnen und Kollegen aus dem Netzwerk Rassismuskritische Migrationspädagogik Baden-Württemberg die wertvolle ehrenamtliche Arbeit für und vor allem mit Geflüchteten würdigen und unterstützen sowie einen Impuls geben, diese Arbeit zu reflektieren und weiter zu entwickeln. Das Format dieses Videos nennen wir Reflexionsvideo. Es soll helfen, schwierige Situationen besser zu verstehen, kulturelle Stereotypisierungen bewusst zu machen und Frustrationen auf beiden Seiten zu vermeiden.

Wir hoffen damit Diskussionen anzuregen, ob am Küchentisch oder in Chatrooms, Fortbildungen oder Unterstützercirkeln. Grundlage des Videos waren Reflexionen der eigenen ehren- und hauptamtlichen Unterstützungsarbeit und derer, die wir in Fortbildungen und Supervisionen begleitet haben. Durch die Arbeit an dem Video haben wir manche komplexe Zusammenhänge, in die wir selbst widersprüchlich und institutionell verwickelt sind, besser verstanden. Wir bedanken uns bei allen, die uns bei der Erstellung des Videos unterstützt haben, Geflüchteten und Nicht-Geflüchteten, Ehren- und Hauptamtlichen, Kolleginnen und Kollegen aus unseren Netzwerken und anderen Projekten.

Das Format dieses kurzen Videos führt zu Verkürzungen und Vereinfachungen von komplexen und differenzierten Zusammenhängen – im Text wie auch in der bildlichen Umsetzung. Auch die historischen und globalen Kontexte der Hilfe, wie beispielsweise auch die Gegenüberstellung des Westens und „dem Rest“ sind differenzierter als wir sie mit diesem Denkanstoß zeigen können.

Entlang des Skripts des Videos (in roter Schrift) stellen wir unsere eigenen Reflexionen, offene Fragen und weiterführende Gedanken all denen, die mit diesem Video arbeiten wollen, zur Verfügung. Hier finden Sie auch (grau hinterlegt) in den Kästen Anmerkungen zu den „Risiken und Nebenwirkungen“ des Videos.

*IQ Netzwerk Baden-Württemberg und
Netzwerk Rassismuskritische Migrationspädagogik Baden-Württemberg*

Abschnitt 1 „... Irritationen auf beiden Seiten ...“ – Konflikte im Kontext Ehrenamt und Flucht

Menschen aller Altersgruppen und Herkunft engagieren sich derzeit als ehrenamtliche Helferinnen und Helfer für Geflüchtete¹. Vielfach gelingt dabei eine respektvolle und auch unterstützende Begegnung mit den Menschen, die in Deutschland Zuflucht suchen.

Menschen begegnen sich. Menschen lassen sich von der Not anderer berühren. Menschen unterstützen andere Menschen durch konkrete Hilfeleistungen.

Ehrenamtliches Engagement für und mit geflüchteten Menschen ist wichtig. Das solidarische Miteinander, wie es in vielen Momenten im Sommer der „Willkommenskultur“ 2015 deutlich geworden ist, hat eine große politische Bedeutung. Es ist damit gelungen „ein authentisches Zeichen gegen Rassismus und Gewalt zu setzen und zugleich deutlich zu machen, dass Globalisierung keine Einbahnstraße sein darf. Anerkennung und weltweite Bewegungsfreiheit, wie wir sie für uns in Anspruch nehmen, müssen auch für die Menschen im globalen Süden gelten“ (Thomas Gebauer, medico international).

Die konkrete Unterstützung durch Ehrenamtliche mit Sachspenden, Deutschkursen, Freizeitangeboten, Begleitungen zu Ämtern, aber auch der alltägliche Kontakt wird von vielen geflüchteten Menschen als sehr wertvoll empfunden. Nicht nur geflüchtete Menschen, auch Ehrenamtliche erleben ihre Aktivität meist sehr positiv. So gibt es für beide Seiten viele bereichernde Momente.

Welche Bilder entstehen bei wem, wenn von „Ehrenamtlichen“ die Rede ist? Bilder von Menschen, die als „weiß“, mehrheitsdeutsch und eher zur Mittelschicht oder zum Bildungsbürgertum zugehörig gedacht werden? Oder auch Bilder von Geflüchteten, die andere Geflüchtete unterstützen?

Welche Folgen hat es, wenn wir von „Ehrenamtlichen“ und „Geflüchteten“ reden? Kommen wir aus dieser scheinbar klaren Aufteilung wieder raus?

Wer bleibt dabei unsichtbar? Ist die Gruppe der Ehrenamtlichen im Hinblick auf Alter, berufliche und soziale Hintergründe nicht wesentlich vielfältiger? Sind nicht auch in den gleichen Gruppen oder Organisationen Menschen ehrenamtlich aktiv, die selbst migriert oder geflüchtet sind?

Das Video bildet nur zu Beginn diese Vielfalt unter Ehrenamtlichen ab. Danach stehen mit Mike und Anna zwei weiße, mehrheitsdeutsche Ehrenamtliche und ihre Fragestellungen im Fokus. Das Video richtet sich so in erster Linie an „Mehrheitsdeutsche“. Für selbst geflüchtete Ehrenamtliche stellen sich einige Fragen möglicherweise anders, andere gar nicht und weitere kommen dazu. Welche Bedeutung haben beispielsweise gemeinsame Sprache, ähnliche Herkunftskontexte und Fluchtwege, geteilte Erfahrung mit Rassismus in dieser Gesellschaft und der unterschiedliche rechtliche Status und damit verbundene Privilegien? Welche Begegnungs- und Konflikterfahrungen machen sie mit mehrheitsdeutschen Ehrenamtlichen?

Die Darstellung der Heterogenität der Gruppe der Geflüchteten in der Bildsprache des Videos war eine Herausforderung. Warum trägt zum Beispiel die geflüchtete Yasmina ein Kopftuch? Nutzen wir hier nicht auch das Kopftuch als Symbol von zugeschriebener Fremdheit aus einer nicht-muslimischen Perspektive? Reproduzieren wir damit nicht einen Diskurs, der den Islam als „fremd“ und „nicht zugehörig zu Deutschland“ ansieht? Andererseits: Warum sollte Yasmina eigentlich kein Kopftuch tragen?

Es war herausfordernd, die Heterogenität innerhalb und zwischen den Gruppen darzustellen. Dies liegt auch daran, dass die Darstellungsmöglichkeiten der Produktionsfirma begrenzt waren. So schieden viele Möglichkeiten der Darstellung von Differenz aus, da die Verwendung verschiedener Farb- und Grautöne technisch nicht möglich war. Der Versuch, durch Schraffuren unterschiedliche Hautfarben darzustellen, wirkte unpassend. Tests, Differenz durch andere „Markierungen“ wie Frisur oder Kleidung darzustellen, wirkten wie Karikaturen.

¹ Sprache beschreibt und reproduziert Realität. Sprache strukturiert unser Denken und beeinflusst Diskurse. In diesem Sinn nutzen wir in diesem Text den Begriff „Geflüchtete“, statt „Flüchtling“. Er beschreibt die Aktivität der Menschen, die sich mit ihrem Schicksal nicht mehr abfinden wollen und sich auf dem Weg machen. Begriffe mit „-ing“ am Ende assoziieren dagegen eher kleinmachende, passive Haltungen (Schwächling, Jüngling, Feigling, Lehrling, Liebling, Säugling, Schützling etc.)

Wer sich wie Anna bereits in der Unterstützung für Geflüchtete engagiert oder sich wie Mike gerade als freiwilliger Helfer gemeldet hat, rechnet in der Regel damit, dass Yasmina und Nasir für die Hilfe und die Ratschläge dankbar sind. Das kann im Alltag jedoch auch anders aussehen.

Yasmina ist über die gut gemeinte Spende irritiert, Maliq hält einen Termin nicht ein, Nasir kommt unwillig zur Theatergruppe, Sahar kann mit dem Ratschlag von Mike nichts anfangen. Die Folge: Enttäuschung und Irritation – auf beiden Seiten.



Immer wieder gibt es Situationen, die anders laufen, als es Ehrenamtliche erwarten. Serhat wird an der Kleiderausgabe in der Notunterkunft ein blauer Pullover angeboten. Er lehnt ab, weil er ihm nicht gefällt. Ein Ehrenamtlicher vermittelt Nuri eine Arbeit als Reinigungskraft. Diese lehnt ab, da sie in Syrien als Juristin tätig war. Kiano erlebt in seinem Sprachtandem, dass sein Partner ihm ungefragt ein Praktikum vermittelt. So fand er sich blumengießend in einer Jugendfarm wieder. Mehrere Ehrenamtliche holen bei einem Kollegen eine alte Schrankwand ab und bringen sie mit viel Organisationsaufwand zur Wohnung einer geflüchteten Familie. Als sie ankommen, ist die Familie nicht wie vereinbart da. Faria wird von einer Ehrenamtlichen, die sie gut kennt, gefragt, ob sie bei einem Theaterprojekt mitmachen will. Sie hat dafür im Moment keinen Kopf, sagt aber trotzdem zu. Eine Ehrenamtliche organisiert einen Sprachkurs und ist verärgert über die „Unpünktlichkeit“ und „Unzuverlässigkeit“ der Teilnehmenden.

Diese und andere Erfahrungen können Enttäuschungen oder gar Frustrationen mit sich bringen. Nicht wenige ehrenamtlich Engagierte überlegen, ob sie ihr Engagement überhaupt fortsetzen sollen. Sie zweifeln, ob sich die Zeit und die Energie, die sie aufbringen, lohnen und

ob sie genügend Wertschätzung und Dankbarkeit für ihr Engagement erfahren. Sie sind auch frustriert, weil sie zu wenig Unterstützung von den professionellen Strukturen erfahren, sondern im Gegenteil von diesen dort „eingespannt“ werden, wo Lücken bestehen.

Ist es angemessen, Beispiele über nicht eingehaltenen Termine oder abgelehnte Geschenke zu erzählen? Besteht nicht die Gefahr, dass einzelne Beispiele vorschnell verallgemeinert werden und neuerliche Stereotypisierungen erfolgen? Wenn wir einzelne Geschichten über „zu Gruppen gemachten Gruppen“ erzählen, zu denen es bereits mächtige, stereotype Bilder gibt, werden diese schnell als neue Stereotype wahrgenommen. Es wird dann nicht die Frage nahegelegt, warum ein Termin von einer einzelnen Person in einem konkreten Kontext nicht eingehalten wurde, sondern warum „die so sind“.

Es gibt vielfältige Gründe dafür, dass Situationen anders laufen, als von Ehrenamtlichen oder von geflüchteten Menschen erwartet. Beim genannten Beispiel des Sprachkurses können wir verschiedene Fragen stellen, um mögliche Gründe für die „Unpünktlichkeit“ zu ergründen: Ist die Teilnehmende schon so weit, eine Sprache zu lernen oder ist sie mit Ankommen beschäftigt? Möchte sie lieber Freunde sehen? Ist sie auf Jobsuche oder muss jemanden unterstützen? Hat sie andere Termine, die sie wahrnehmen muss? Will sie lieber schlafen, weil sie das lange nicht konnte? Doch kann ich diese Fragen überhaupt an die Person stellen? Besteht dafür die sprachliche und vertrauliche Grundlage? Ist die Teilnehmende mir Rechenschaft schuldig?

Ein häufiges Erklärungsmuster für Situationen, die anders laufen, lautet: „Es liegt an der Kultur“. Auch manche Geflüchtete selbst nutzen die „Kulturbrille“, um Differenz zu erklären. Doch welche Fragen werden nicht gestellt, wenn auf Kultur als alleiniges Erklärungsmuster zurückgegriffen wird? Welche strukturellen Probleme erschweren möglicherweise die Teilnahme am Angebot? Sind die Wege zu weit, die Fahrkarten zu teuer oder verlängern ungewollte Polizeikontrollen den Weg? Wurde sie kurzfristig in eine andere Unterkunft verlegt?

Inwieweit tragen fehlende Ressourcen in den sozialen Einrichtungen, zu geringe Personalausstattung bei den Sozialarbeitenden oder schlechte Rahmenbedingungen für die Ehrenamtlichen zu Differenzen bei? Warum ist es offenbar naheliegender, das „Problem“ als persönliches oder kulturelles und nicht als ein strukturelles zu sehen? Werden auch Konflikte, die sich aus der mangelnden professionellen Unterstützungsstruktur ergeben, an die Geflüchteten adressiert?

Begegnungen von (geflüchteten und nicht-geflüchteten) Ehrenamtlichen und geflüchteten Menschen sind unübersichtlicher und komplexer, als es auf den ersten Blick erscheint. Es bietet sich daher an, jede Situation durch mehrere Brillen zu betrachten (siehe Text im Zusatzmaterial).



Ein Ausgangspunkt für die Reflexion der eigenen Arbeit können auch die eigenen persönlichen Emotionen sein. Welche Erwartungen werden enttäuscht, wenn Geflüchtete nicht so handeln, wie erwartet? Woher kommen diese Erwartungen? Woher kommt der Wunsch nach

Dankbarkeit? Was genau ist meine Motivation, aktiv zu werden? Welche Erwartungen an die Geflüchteten sind damit verknüpft? Welche Bilder von Geflüchteten kommen in meinen Erwartungen zum Ausdruck? Sehe ich sie als hilfsbedürftig oder als handlungsfähige und politische Subjekte? Sehe ich Menschen die leiden, oder Menschen, die ihr Schicksal selbst in die Hand genommen und mit der Flucht enorm viel geschafft haben? Deute ich das Verhalten von Geflüchteten als Undankbarkeit und Anmaßung oder als angemessenen Ausdruck davon, dass mein Gegenüber weiß, was er oder sie will?

Ist meine Motivation religiös, menschenrechtlich oder explizit politisch inspiriert? Will ich etwas Gutes und Sinnvolles tun, Verantwortung übernehmen, mich als selbstwirksam erleben, meinen Horizont erweitern, für Gerechtigkeit und ein Recht auf ein gutes Leben eintreten? Welche dieser Motivationen führt zu welchen Erwartungen?

Was haben Motivation und Erwartungen mit meiner eigenen Geschichte oder der Geschichte meiner Familie zu tun? Gibt es da auch Geschichten von Flucht und Vertreibung? Wie bin ich sozialisiert? Welche Position habe ich in dieser Gesellschaft?

Abschnitt 2: „... geschieht nicht auf Augenhöhe“ – Globale Ungleichheit und Fluchtursachen

Aber woran liegt das? Schließlich wollen Anna und Mike nur helfen.

Tatsache ist: Die Begegnung zwischen Helfenden und Geflüchteten geschieht nicht auf Augenhöhe und ist von einem Ungleichgewicht geprägt. Die Gründe für dieses Ungleichgewicht sind vielfältig und sowohl historisch als auch durch die konkrete Begegnungssituation geprägt, in der beide Seiten einen unterschiedlichen gesellschaftlichen Status einnehmen.

Von einer Begegnung „auf Augenhöhe“ wird meist dann gesprochen, wenn diese strukturell nicht oder nur schwer möglich ist, da sonst nicht extra betont werden müsste, dass man sich auf Augenhöhe begegnen will. Aktuelle strukturelle gesetzliche und soziale Bedingungen bestimmen die Lebenssituation zwar nicht in Gänze, geben aber doch die Möglichkeiten und Grenzen sozialer Teilhabe vor. In der Begegnung zwischen Ehrenamtlichen und Geflüchteten können die Lebenssituationen in vielen Fällen kaum unterschiedlicher sein. Dies betrifft vor allem die unterschiedlichen Möglichkeiten der selbstbestimmten Gestaltung des eigenen Lebens und der Erfüllung von Grundbedürfnissen.

Warum gehen Ehrenamtliche, die selbst nicht in prekären Wohnbedingungen leben, lieber in die Unterkünfte zu den Geflüchteten und laden sie im Gegenzug nicht zu sich nach Hause ein? Ist es ihnen unangenehm, den eigenen Standard an Wohnraum und materiellen Dingen zur Schau zu stellen?



Diese ungleichen Lebensbedingungen sind nicht vom Himmel gefallen, sondern haben viel mit historisch bedingten Machtverhältnissen zu tun. Diese Entwicklungen sind von Unterwerfung und Ausbeutung, aber auch von Migration und Kämpfen für mehr Teilhabe gezeichnet. Wer darin mächtig ist, lässt sich nicht immer auf den ersten Blick feststellen. Trotzdem haben sich diese langen historischen Entwicklungen tief in die Normalitätsvorstellungen eingeprägt. Welche Rolle spielen in den Begegnungen zwischen Ehrenamtlichen und Geflüchteten diese (inneren) Bilder, die beide Seiten in sich tragen? Wie schlagen sich Jahrhunderte der Kolonialisierung der Länder des globalen Südens und aktuelle globale Ausbeutungsverhältnisse zwischen dem „Westen“ und dem „Rest“ (Stuart Hall) in der Begegnung nieder?

Welche Rolle spielen eurozentristische Bilder, die die Welt in Gegensätze wie „gut“ und „böse“ oder „zivilisiert“ versus „unzivilisiert“ einteilen? Diese Bilder sind deswegen so wirkmächtig, da sie als „nahezu natürlich“ erscheinen und damit Unter- und Überlegenheit legitimieren. So bieten diese Bilder beispielsweise Helfenden in Europa eine Erklärung, warum „wir“ reich und „die anderen“ arm sind.

Diese Bilder sind nicht statisch, sondern wandeln sich ständig, widersprechen sich, sind umstritten und umkämpft. Wir sind den Bildern nicht „unterworfen“, aber sie sind durch ihre Omnipresenz in Medien und Alltagsdiskursen mächtig. Die Verkettung von realen sozialen Unterschieden und den diese Ungleichheit erklärenden Bildern macht eine Begegnung auf Augenhöhe zumindest sehr voraussetzungsvoll.

Die bildliche Umsetzung der strukturell nicht einfach herzustellenden Augenhöhe im Video ist nicht unproblematisch. Was im Text zu funktionieren scheint, wird in der Bildsprache brüchig. Die Darstellung des Grabens zwischen Ehrenamtlichen und Geflüchteten und das Anordnen der Personengruppen oben und unten reproduzieren bildlich die eigentlich kritisierte Ungleichheit. Auch interne Ungleichheiten werden so unsichtbar. Darüber hinaus ist das Leben mehr als strukturelle Ungleichheit: Würde ein Blick auf das, was die Personen in ihrem Leben bewältigt haben, ein anderes Bild ergeben?

Den Platz, den wir als einzelnes Subjekt im Rahmen der geopolitischen Weltordnung einnehmen, haben wir uns

nicht selbst ausgesucht. Er wurde uns per Geburt „zugewiesen“. Dieser Platz wird auch als „gesellschaftliche Positionierung“ bezeichnet. Er ist maßgeblich für unterschiedliche Privilegien und Handlungsmöglichkeiten in der Gesellschaft. Der Besitz eines deutschen Passes erlaubt der Person fast weltweit reisen zu dürfen, ohne ein Visum beantragen oder sich rechtfertigen zu müssen, warum, wo und wann sie sich aufhalten möchte.

Nationalzugehörigkeit, religiöse Einstellung, Aufenthaltsstatus, Hautfarbe, Geschlecht und so weiter sind bedeutende Kategorien für unsere gesellschaftliche Position. Zur Vermeidung von Enttäuschungen und Missverständnissen kann es hilfreich sein, die eigene gesellschaftliche Positionierung als solche wahrzunehmen und die damit verbundenen Privilegien zu reflektieren: Was ist mir erlaubt zu tun und anderen nicht? Warum darf ich das und andere nicht? Was habe ich dafür getan?

Dieses Ungleichgewicht entsteht nicht erst mit der Flucht. So hat der Westen durch sein politisches und wirtschaftliches Handeln in fast allen Teilen der Welt Spuren hinterlassen.

Für die einen bedeutet dies Ausbeutung, Abhängigkeit und Vertreibung ...

Wenn zum Beispiel der Anbau von billigem Gemüse für Europa ganze Landstriche austrocknet und tausenden einheimischen Kleinbauern ihre Lebensgrundlage entzieht.

Für die anderen ... Profit und Bereicherung.

Mit der Rede vom „Westen“ nehmen wir Bezug auf die aus Europa ausgehende imperiale Kolonialgeschichte, die ihre Fortsetzung in postkolonialen Machtkonstellationen findet. „Postkolonial“ bedeutet nicht mehr im engen Sinne „kolonial“. Der Begriff „postkolonial“ verweist jedoch darauf, dass der Westen in kolonialer Tradition historisch erworbene Macht nutzt und erhält sowie von dieser profitiert.

Ein historischer Bezugspunkt für aktuelle Debatten zum Thema Flucht ist in Deutschland eher noch der Nationalsozialismus, der Zweite Weltkrieg und der Holocaust, kaum aber die Kolonialzeit und ihre Auswirkung auf gegenwärtige (geo-)politische Strukturen, aktuelle Diskurse und Denkstrukturen.

Der Slogan von organisierten Geflüchteten „Wir sind hier, weil ihr da wart“ oder „Wir sind hier, weil ihr unsere Länder zerstört habt“ (z. B. „The Voice Refugee Forum“; „Karakane für die Rechte der Flüchtlinge und MigrantInnen“) beschreibt diesen Zusammenhang pointiert und kann doch die komplexen Zusammenhänge einer globalisierten Welt nicht ausreichend erklären.



Der aus Uruguay stammende Journalist Eduardo Galeano hat bereits in den 80ern beschrieben, wie sich „manche Länder aufs Gewinnen und andere aufs Verlieren spezialisiert haben“. In diesen Ländern des „reichen“ Nordens und „armen“ Südens gibt es wiederum gesellschaftliche Gruppen, die immer mehr „gewinnen“ und andere, die immer mehr vom gesellschaftlichen Reichtum abgekoppelt werden. Kommt im ehrenamtlichen Engagement auch ein Unbehagen gegenüber der beschriebenen ungleichen Weltordnung zum Ausdruck? Ahnen wir nicht zumindest, dass der Wohlstand der Länder des Nordens nicht mit dem vermeintlichen Fleiß, der besseren Organisation und der überlegenen Kultur zu tun hat, sondern vielmehr mit Macht, Enteignung und Ausbeutung zu erklären ist? Gibt es sowas wie ein Unbehagen an den eigenen Privilegien, weil wir wissen, dass ein T-Shirt für 5 Euro moralisch bedenklich ist?

Ist das ehrenamtliche Engagement eine Möglichkeit, etwas „zurückzuzahlen“? Wie können Menschen mit diesem „unverschuldeten geopolitischen Privileg“, von dem auch die profitieren, die dies nicht beabsichtigen, und der damit einhergehenden Macht produktiv umgehen?

„Macht ist die Fähigkeit, die Geschichte einer anderen Person nicht nur zu erzählen, sondern sie zur maßgeblichen Geschichte dieser Person zu machen. Der palästinensische Dichter Mourid Barghouti schreibt, dass der einfachste Weg Leute zu enteignen darin besteht, seine Geschichte zu erzählen und mit „zweitens“ zu beginnen. Beginnt man die Geschichte der nordamerikanischen Ureinwohner mit den Pfeilen und nicht mit der Ankunft der Briten, erzählt man eine ganz andere Geschichte. Beginnt man die Geschichte mit dem Scheitern des afrikanischen Staates und

nicht mit der Errichtung des afrikanischen Staates durch Kolonisierung, erzählt man eine völlig andere Geschichte.“ (Chimamanda Adichie in ihrer Rede „The Danger of a Single Story“.)

Ob wir eine Geschichte mit „erstens“ oder „zweitens“ beginnen, ist auch maßgeblich, wenn geflüchtete Menschen in Kategorien von „gut“ und „schlecht“, „legitim“ und „illegitim“, „Kriegs-“ und „Wirtschaftsflüchtlinge“ eingeordnet werden und sich daraus ergibt, wie schnell ein Asylantrag bearbeitet wird und welche Chancen er hat. Auch für die ehrenamtliche Arbeit kann dies eine Reflexionsfrage sein: Welche Geflüchtete werden ehrenamtlich unterstützt und welche nicht? Nach welchen Kriterien findet diese Auswahl statt? Weitergehend kann gefragt werden, in welcher Tradition diese zunehmende Verschiebung eines Asylrechts hin zu einer gezielten Einwanderungsregelung unter Kriterien der „Verwertbarkeit“ geschieht. Ist in dieser Einteilung in „verwertbare“ und „nicht-verwertbare“ Geflüchtete das Muster einer Teile-und-Herrsche-Strategie zu sehen, wie sie auch im Kolonialismus von großer Bedeutung war?

Wie verändern sich Bilder über die Geflüchteten, je nachdem, welche Geschichte erzählt wird? „Wenn ich hier bleibe, werde ich sterben. Wenn ich mich auf den Weg mache, werde ich sehr wahrscheinlich auch sterben. Allerdings besteht eine Chance, es zu schaffen“ (Protagonist des Films „Der Standpunkt des Löwen“, siehe Zusatzmaterial). Sehen wir in der Flucht vor Hunger, Unterdrückung, Krieg oder Umweltkatastrophen den Versuch, Einfluss auf das eigene Leben zu nehmen? Erkennen wir das Bestreben sich aus der Position zu befreien, die von der geopolitischen Ordnung aufgezwungen wurde? Sehen wir, wie die Gewalt von Unterdrückung und Ausbeutung immer auch Widerstand und Selbstermächtigung hervorgebracht hat? Werden Geflüchtete als Menschen gesehen, die sich nicht abfinden, die aufstehen und ihr Schicksal in die eigene Hand nehmen? Sehen wir politisch handelnde Subjekte, die das Recht haben, für sich selbst zu sprechen und ihre Interessen zu formulieren?

Die bildliche Darstellung der kolonialen Spuren im Film vereinfacht komplexe Zusammenhänge. Die Nutzung von Landkarten zeichnet Grenzen nach, die in dieser Form nicht existieren. Sie stellt Europa dem Balkan, dem Nahen Osten oder Afrika gegenüber, als wären diese keine Konstruktionen sondern echt. Wer wird mitgedacht, wenn man von „Europa“ oder „Balkan“ spricht und wer nicht? Wird hier mit dem Ziel, globale Ungleichheit zu

zeigen, Afrika nicht wieder auf Armut und Ausbeutung reduziert? Bleibt der auch in diesen Ländern vorhandene, aber ungleich verteilte Reichtum nicht genauso unsichtbar wie der vielfältige Widerstand, der dadurch hervorgebracht wird?

Was ist „der Westen“? Aus wessen Perspektive ist „der Westen“ im Westen? Wer genau wird mitgedacht, wenn vom Westen die Rede ist? Und was ist mit „dem Osten“? Wäre nicht „globaler Norden“ oder „Europa“ der passendere Begriff? Gingen und gehen nicht auch von anderen Teilen der Welt koloniale und postkoloniale Landnahmen, Enteignungen und Entmächtigungen aus?

Gleichzeitig versteht sich der Westen schon lange als globaler Helfer. Doch Helfen und Bestimmen können nah beieinanderliegen, sowohl in der Politik, als auch im Ehrenamt.

Für die ehrenamtliche Arbeit ist auch ein historisches Verständnis von der Idee der „Hilfe“ notwendig. So war die europäisch-christliche Missionierung eng mit der Vorstellung verbunden, dass die „Geholfenen“ nicht in der Lage sind, rational und selbstbestimmt zu handeln. Auch heute noch finden sich christliche Krankenhäuser in ländlichen Gebieten des globalen Südens, die medizinische Hilfe nur denjenigen gewähren, die der jeweiligen Kirche beitreten. Nicht selten ist „Entwicklungshilfe“ an die Vergabe von Aufträgen an europäische Konzerne geknüpft. Die gegenwärtige deutsche Politik verbindet die kurzzeitige Öffnung von Grenzen im letzten Sommer und die großzügige Aufnahme von Geflüchteten mit Abschiebungen sowie menschenrechtlich äußerst fragwürdigen Kooperationen mit Regierungen wie der Türkei oder Libyen zum Zwecke der neuerlichen Abschottung Europas.

Welche Rolle spielt für das Ehrenamt wie auch für die Soziale Arbeit dieses europäische Selbstverständnis einer Hilfe, die schon weiß, wohin sich „die anderen“ entwickeln sollen und was für „die anderen“ gut ist? Wie nah beieinander liegen der Wille zu helfen und eine paternalistische Überschreitung der Grenzen der Selbstbestimmung anderer? Wo wiederholen wir in der gut gemeinten Hilfe für Geflüchtete die historische Erfahrung von Entmächtigung?

Abschnitt 3: „... und wer die Wahl hat ...“ – Selbstbestimmung und Individualität geflüchteter Menschen

In der Begegnung zwischen Helfenden und Geflüchteten können Mike und Anna Hilfe anbieten, während Yasmina und Nasir auf Hilfe angewiesen sind.

Von einer „Begegnung auf Augenhöhe“ könnte erst unter Bedingungen gesprochen werden, in denen es für beide Seiten mit dem gleichen Risiko möglich wäre die Kooperation zu beenden.

Geflüchtete Menschen sind nicht hilflos. Die Situation, in die sie geraten sind, macht viele hilflos. Sie sind nicht mehr in der Lage, Dinge zu tun, die sie sonst gewohnt sind zu tun. Sie können sich nicht mehr mit der gleichen Selbstverständlichkeit um die Dinge kümmern, die sie für eine menschenwürdige Teilhabe benötigen. Die Gründe dafür sind vielfältig: Das neue System, die unbekannte Sprache, die Verarbeitung der Erlebnisse, die Sorge um Familie und Bekannte im Herkunftsland.

Aber auch die Begegnung mit den Helfenden ist eine Herausforderung für geflüchtete Menschen. Wie gehe ich mit Menschen um, die sich mit mir solidarisch zeigen? Warum bieten mir Mike und Anna Hilfe an? Welches Angebot einer Beziehung steckt dahinter? Ist es Freundschaft? Wenn ja, was wird unter Freundschaft verstanden? Was mache ich, wenn die Solidarität in einer Situation meine Grenzen überschreitet? Kann ich diese Kritik äußern? Und wenn ja, wie?

Und die Helfenden? Es ist das „Privileg“ des Ehrenamtes, dass ich selbst bestimmen kann, was ich tue und wie lange. Tue ich etwas für andere, weil es mir auch selbst etwas gibt? Wenn dem so wäre, was bedeutet dies für den Kontakt? Ist uns überhaupt immer bewusst, warum wir helfen (wollen)? Sind wir uns der Machtposition bewusst, die damit verbunden ist?

Und: Stimmt das überhaupt so? Erleben nicht viele Ehrenamtliche die Situation ganz anders? Werden nicht auch ihre Grenzen überschritten? Fühlen sie sich selbst nicht oft ohnmächtig angesichts der Gesetze und Vorschriften? Fühlen sie sich nicht auch immer wieder überfordert, nicht verstanden von den Geflüchteten und allein gelassen von den Professionellen? Bräuchte es nicht viel mehr Räume der Begegnung, die Kritik und Äußerung von Wünschen ermöglichen? Aber auch Räu-

me der Reflexion und professionelle Unterstützung (z. B. durch Supervision oder Austauschrunden)?

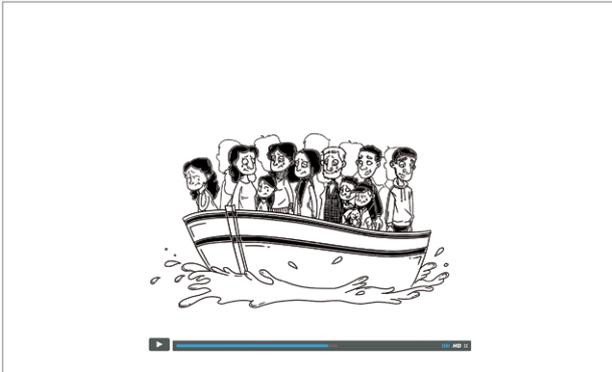


Wer jedoch seinen Beruf, sein Haus und seine Familie zurücklässt, um tausende Kilometer weit vor Terror, Krieg, und Elend zu fliehen, hat aus eigener Kraft Unvorstellbares erreicht und bleibt auch bei seiner Ankunft ein mündiger Mensch, der die Wahl hat.

Und wer die Wahl hat, kann Unterstützung auch ablehnen.

Nicht alle, die flüchten, haben einen Beruf, ein Haus und eine Familie. Sie lassen unterschiedliche Situationen hinter sich und machen sich aus unterschiedlichen Gründen, Kontexten und Entscheidungsprozessen auf die Flucht. Flucht geschieht nie absolut „freiwillig“, sondern aus einer Situation heraus, die von strukturellem Druck und möglicherweise Not und Bedrohung geprägt ist. Flucht geschieht jedoch auch nicht absolut „erzwingen“, sondern nach einem Prozess des Abwägens und einer bewussten Entscheidung. Gleichzeitig sind diese Entscheidungen gewaltig: Bleiben und möglicherweise sterben? Gehen, ohne zu wissen, was sie genau erwartet? Gehen und einen Teil der Familie zurücklassen ohne zu wissen, ob sie nachkommen können? Gehen, trotz unzähliger Hürden? Versuchen zu entkommen, trotz der Überzeugung, dass sie dem Tod begegnen werden? Was bedeutet das für den Kontakt, sich diese tiefgreifenden Entscheidungen bewusst zu machen? Wie würde sich die Begegnung verändern, wenn wir Geflüchtete als autonome Subjekte, die Stärke und Entscheidungskraft besitzen, wahrnehmen?

Aus einer tendenziell abhängigen Position kann es schwerer sein, „Nein“ zu sagen. Eine Frage für Ehrenamtliche könnte sein: Wie kann ich meine Unterstützung so organisieren, dass ich meinem Gegenüber ermögliche, mein Angebot abzulehnen, ohne dass es Konsequenzen hat? Wird so auch möglich, selbst „Nein“ sagen zu können?



Können Geschichten für sich stehen? Oder führt das Erzählen der einen Geschichte zu erneuten Stereotypisierungen? Das Video erzählt die Geschichte von Yasmina, einer offensichtlich gebildeten Frau aus einigermassen abgesicherten Verhältnissen. Werden dadurch ärmere Geflüchtete ohne anerkannte Qualifikation unsichtbar? Warum eine Frau? Ist dies ein Statement gegen die überwiegende Darstellung von Männern? Zufall? Welche Symbole stehen für das, was zurückgelassen wird? Ist das Haus nicht zu groß? Warum spielt Nasir, das Kind, in dem Video nur eine Nebenrolle? Warum hat er keine eigene Geschichte?

Vor was fliehen die Menschen? Warum die ISIS-Fahne? Fliehen nicht viel mehr Menschen vor staatlichem Terror? Wie das Elend abbilden? Warum ein Kreuz als Symbol für Trauer? Sind doch nur ein kleiner Teil der Geflüchteten Christen.

Für was steht das Boot? Gibt es nicht viele andere Fluchtwege? Und wenn wir doch das Mittelmeer zeigen, wie zeigen wir es? Traumatisierend und angstbesetzt angesichts vieler tausend im Mittelmeer umgekommener Menschen? Oder selbstbewusst angesichts der bewussten Entscheidung auf einem sicheren und großen Frachtschiff zu fliehen? Geflüchtete wollten bei der Probevorführung, dass wir ein kenternes Boot darstellen. Ihnen war es ein Anliegen, dass die Dramatik und die Angst in den Gesichtern der Menschen zu sehen ist.

Die Menschen, die hier Zuflucht suchen, haben unterschiedliche Geschichten und unterschiedliche Bedürfnisse. Ein Maßnahmenkatalog, mit dem Probleme pauschal abgearbeitet werden, bietet darauf kaum eine Antwort.

Anna und Mike treffen oft auch auf traumatisierte Menschen, von denen viele die Erlebnisse ihrer Flucht noch nicht verarbeitet haben. Wo der eine sich vielleicht Gesellschaft und Anschluss wünscht, braucht der andere Zeit, um zu trauern, oder Privatsphäre, die er monatelang nicht hatte.



Das Problem an stereotypen Bildern ist meist nicht, dass sie falsch sind, sondern dass sie unvollständig sind. Eine Geschichte wird zur maßgeblichen Geschichte gemacht. Die nigerianische Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie spricht in diesem Zusammenhang von „The danger of a Single Story“. Wie können wir also die Arbeit in Unterstützernetzen so organisieren, dass wir die vielfältigen Bedürfnisse und Lebensrealitäten wahrnehmen? Wie ist es möglich, gemachte Erfahrungen nicht zu schnell auf andere zu übertragen und für verschiedene Bedürfnisse auch verschiedene Antworten zu finden? Sehen wir beispielsweise das Bedürfnis von allein reisenden Frauen nach einem Schutzraum und unterstützen sie bei der Forderung nach einer separaten Unterbringung in den Notunterkünften? Haben wir im Blick, dass unter den Geflüchteten auch schwule Männer sind, die in den Unterkünften möglicherweise gefährdet sind?

Ein großer Teil der Geflüchteten hat eine als traumatischen Prozess beschreibbare Lebensphase hinter sich. Viele haben Unvorstellbares erlebt. Allein die andauernde existentielle Unsicherheit kann sich traumatisch auswirken. Doch wie können wir wissen, wen dies wie betrifft? Wie können wir dieser Erfahrung Raum geben, ohne die

Menschen auf diese eine Erfahrung zu reduzieren? Wie können wir Raum geben, darüber zu sprechen ohne die schmerzhaften Erfahrungen zu sehr zu aktualisieren? Wie können wir dieser Erfahrung gerecht werden und gleichzeitig noch die Menschen sehen, die aufgebrochen sind, die gehandelt haben, die mutig sind, die etwas wollen? Wie können wir wissen, wie die Menschen mit dieser Erfahrung umgehen? Wollen sie Ablenkung oder Ruhe? Welche Form der Unterstützung brauchen und wollen sie und stehen diese überhaupt zur Verfügung?

Viele Geflüchtete können sehr gut formulieren, was sie wollen und was sie nicht wollen. Viele möchten ihr Leben selbst in die Hand nehmen und erleben die verordnete Passivität in der Notunterkunft als entwürdigend. Sie wollen sich selbst helfen. Andere könnten auch auf Nachfrage

nicht sagen, was sie brauchen. Vielleicht weil sie es noch gar nicht wissen. Oder weil sie nicht einschätzen können, wer sie fragt.



Abschnitt 4 „... einen gemeinsamen Boden schaffen ...“ – Fragen zur Reflexion

Für Anna und Mike bedeutet dies, keine Fragen zu beantworten, die niemand gestellt hat, sondern vielmehr selbst Fragen zu stellen.

... an die Geflüchteten ...

Der offene (oder auch heimliche) Lehrplan von ehrenamtlichen Angeboten für Geflüchtete sagt oft viel darüber aus, was Vertreterinnen und Vertreter der aufnehmenden Gesellschaft glauben, das Geflüchtete wissen und lernen müssen. Dies kann dazu führen, dass Selbstverständliches oder Unwichtiges erklärt, andere Perspektiven übergangen und abgewertet oder Angebote an den Interessen der Geflüchteten vorbei initiiert werden. Wie könnten Angebote aussehen, die eher eine fragende und zuhörende Haltung einnehmen? Wie kann ich herauszufinden, was tatsächliche Fragen, Bedarfe, Wünsche und Aufträge meines Gegenübers sind, zu denen ich mich dann verhalte? Wie kann ich dies erfragen, wenn die Vertrauensbasis noch gar nicht existiert? Und: Können nicht auch Fragen Stereotype wiederholen? Wie kann ich Fragen so offen stellen, dass ich etwas über Interessen, Vorlieben, Bedarfe, gute Zeiten für Verabredungen und so weiter erfahre? Wie kann ich Fragen stellen, so dass ich nicht Grenzen des anderen überschreite oder gar die Gefahr einer Re-Traumatisierung riskiere?

Nicht immer ist es möglich, die konkreten Bedürfnisse der Anderen zu erfragen und zu kennen. Aus welchen Gründen auch immer. Wie kann ich dann handeln? Wie kann ich mit meinem Angebot signalisieren, dass es auch abgelehnt werden kann, ohne dass dies Konsequenzen für die Beziehung oder die Unterstützungsbereitschaft hat?

...mit den Geflüchteten...



In der Unterstützungsarbeit sind Akteurinnen und Akteure oft mit den problematischen Rahmenbedingungen der Flüchtlingspolitik konfrontiert. Ob sie wollen oder nicht, sind sie Teil dieser Politik. Auch wenn sie mit ihrem Engagement Versorgungslücken versuchen auszugleichen oder sich mit den Geflüchteten solidarisieren und mit ihnen ihre Fragen und Forderungen öffentlich machen, geschieht dies alles in einem politischen Kontext. Begleiten wir Flüchtlinge ehrenamtlich, werden wir alle zwangsweise konfrontiert mit Fragen zu problematischen Unterbringungsbedingungen, fehlenden Kochmöglichkeiten, mangelhaften Gelegenheiten gesellschaftlicher Teilhabe, schleppenden Asylantragsprozessen, fehlenden Schutzräumen von Frauen oder schwul-lesbischen Geflüchteten, fehlendem Zugang zu Sprachkursen und zum Arbeitsmarkt, diskriminierenden Gesetzen wie der Residenzpflicht, versperrten Möglichkeiten der Familienzusammenführung, der Bedrohung durch Abschiebung, der Spaltung von guten und schlechten, legitimen und illegitimen Geflüchteten, der Abschottung der EU-Außengrenze ...

Oft haben Ehrenamtliche einen leichteren Zugang zu Medien oder Politik und können damit Geflüchtete unterstützen, sich politisch am demokratischen Prozess zu beteiligen. Wie kann es gelingen, dass dieser ungleiche Zugang zur Öffentlichkeit nicht wieder dazu führt, *für* Geflüchtete statt *mit* ihnen zu handeln? Wie kann eine Kommunikation gelingen, wenn die politischen Koordinaten unter Umständen ganz andere sind? Was, wenn man die auf das Herkunftsland zielenden politischen Forderungen nicht teilt? Wenn man sich nicht sicher sein kann, ob die Geflüchteten überblicken können, welche Risiken mit einer politischen Aktivität in Deutschland verbunden sind?

...und auch an sich selbst.



Selbstreflexion kann uns helfen, das eigene Engagement weiter zu entwickeln. Aus einer rassismuskritischen Perspektive geht es uns darum, aufmerksam zu werden, wie wir selbst in Machtverhältnisse verstrickt sind. Tun wir das nicht, laufen wir Gefahr, immer wieder an den Bedürfnissen geflüchteter Menschen vorbei zu agieren und unbewusst rassistische Bilder zu reproduzieren.

Warum will ICH eigentlich helfen?

Für mich? Für andere? Was hält mich bei der Stange? Was sind meine persönlichen Motive und Ziele? Was ist die Währung, in der die Arbeit „bezahlt“ wird? Dankbarkeit? Erfolg? Wie gehe ich mit Enttäuschungen um? Wie würdige ich selbst meine Arbeit? Wie achte ich darauf, mich selbst nicht zu überfordern?

Sehe ich den Mensch oder nur den „Flüchtling“?

Was sind meine eigenen „Single Stories?“ Welche Stimmen von geflüchteten Menschen höre ich, an welchen orientiere ich mich? Gibt es Bedürfnisse, die ich nicht wahrnehme, weil ich sie nicht kenne? Was macht mir Angst oder löst Widerstand in mir aus? Warum?

Kann Yasmina „Nein“ sagen?

Was trage ich dazu bei, dass sie es nicht kann? Was kann ich dazu beitragen, dass sie es leichter kann? Kann ich das „Nein“ als Zeichen sehen, mit dem sich mein Gegenüber ein Stück „Augenhöhe“ erkämpft?

Was löst ihr Selbstbewusstsein in mir aus?

Verunsicherung? Freude? Irritiert das Selbstbewusstsein möglicherweise meine Bilder von geflüchteten Menschen, in denen ihnen Bedürftigkeit und ein Opferstatus zugeschrieben wird? Woher kommen diese Bilder? Wie kann ich sie mir bewusst machen und mich weniger durch sie leiten lassen?

Sind meine Fragen zu persönlich?

Sind meine Fragen der Situation, dem Vertrauensverhältnis und der Beziehung, angemessen? Mit welchen Fragen überschreite ich Grenzen? Welche Fragen dienen meiner Neugierde und bringen andere in eine Situation sich zu rechtfertigen? Wann bergen meine Fragen die Gefahr der Re-Traumatisierung?

Was kann ich mit den Menschen organisieren, statt für sie?

Wie kann mein Engagement in einem Bündnis mit Geflüchteten und nicht in einer paternalistischen Abhängigkeit stattfinden? Wie kann Hilfe so organisiert werden, dass sich nicht nur Helfende als selbstwirksam erleben? Wie kann Hilfe dazu beitragen, dass Entschei-

dungs- und Handlungsspielräume der Geflüchteten größer werden?

Weitere Fragen könnten sein:

Welche hauptamtlich und staatlich festgelegten Strukturen nehme ich als gegeben hin und welche versuche ich zu ändern?

Wo erlebe ich mich nicht als „mächtig“, sondern als ohnmächtig, hilflos und überfordert? Wie gehe ich mit diesen Ohnmachtserfahrungen um? Zum Beispiel, wenn Menschen, mit denen ich Kontakt habe, abgeschoben werden. Wenn der Zugang zu dem Benötigten wie etwa Sprachkurs, Therapieplatz oder Arbeit nicht zu organisieren ist? Bin ich in der Lage mir selbst Hilfe zu holen? Wo kann ich fehlende Unterstützung durch Hauptamtliche einfordern?

Wie gehe ich mit meinen eigenen Grenzen um? Achte ich darauf, mich selbst nicht zu verausgaben und übernehme Verantwortung für meine Grenzen? Nehme ich sie ernst oder ignoriere ich sie, da es ja um eine „gute Sache“ geht?

Wie verabschiede ich mich von Verpflichtungen, die ich eingegangen bin auf eine gute Art und Weise, weil ich spüre, dass ich sie nicht mehr einhalten kann? Wie gehe ich mich möglichen Enttäuschungen um, die daraus entstehen?

Wie gehe ich damit um, dass sich meine Rolle im Laufe der Begleitung möglicherweise verändert?

Wie gehe ich damit um, wenn die Einschätzungen anderer Ehrenamtlicher zu den Bedürfnissen der Geflüchteten meinen eigenen völlig widersprechen? Wie können wir mit den Geflüchteten gemeinsame Strategien entwickeln?

Eine Begegnung „auf Augenhöhe“ können Anna und Mike so schnell nicht erreichen, aber vielleicht können Yasmina, Nasir, Anna und Mike in manchen Momenten einen gemeinsamen Boden schaffen für Veränderung.



Im Englischen wird die Metapher „Common Ground“ ähnlich verwendet wie im Deutschen die der „gleichen Augenhöhe“. Diese englische Metapher schien uns hilfreich, um strukturelle Unterschiede nicht absolut zu setzen und damit das „oben“ und „unten“ nicht festzuschreiben. Gleichzeitig soll aber auch nicht so getan werden, dass Machtungleichheit in der Begegnung durch guten Willen aufgelöst werden kann. Zwar gibt es die reale Erfahrung, dass in der Begegnung die Unterschiede an Bedeutung verlieren können. So steht beispielsweise für einen Moment die sich entwickelnde Freundschaft und nicht die Hilfsbeziehung im Vordergrund. Gleichzeitig sind dadurch aber die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht aufgehoben. Der Umgang mit Privilegierung und Benachteiligung, ungewollter Dominanz und Grenzüberschreitung werden damit eine dauerhafte Herausforderung bleiben.

Wir haben dargestellt, dass dieses Erleben von Augenhöhe möglich und als Utopie wünschenswert, aber notwendi-

gerweise brüchig, vorläufig und unter Umständen instabil ist. Wir haben gezeigt, dass dieser Prozess Arbeit und Reflexion erfordert, streckenweise anstrengend ist und nur gelingen kann, wenn alle Beteiligten etwas beitragen (können).

Die Menschenrechts- und Hilfsorganisation „medico international“ hat über viele Jahre im Rahmen ihrer Unterstützungsarbeit im globalen Süden daran gearbeitet, „Hilfe“ zu repolitisieren (siehe auch Zusatzmaterial). Ausgangspunkt dieser Arbeit war die Einsicht, dass „Hilfe“ stets in aktuelle und historische Machtverhältnisse verstrickt ist. „Medico international“ hat für dieses Dilemma den Begriff der „Hilfe im Handgemenge“ gefunden. Hilfe findet nicht auf neutralem Boden statt, sondern befindet sich im „Handgemenge“ mit den jeweiligen Machtverhältnissen. Dieses Verständnis scheint uns auch für die ehrenamtliche Unterstützung für Geflüchtete ein fruchtbarer Ansatz.

Das Förderprogramm „Integration durch Qualifizierung (IQ)“ wird durch das Bundesministerium für Arbeit und Soziales gefördert.



In Kooperation mit:



Förderprogramm „Integration durch Qualifizierung (IQ)“

